

Neumann, Andreas

Kein Digital Turn ohne Theory Turn. "Diskurs" und "Macht" im Methodenmix aus qualitativer und quantitativer Analyse

Oberdorf, Andreas [Hrsg.]: Digital Turn und Historische Bildungsforschung. Bestandsaufnahme und Forschungsperspektiven. Bad Heilbrunn : Verlag Julius Klinkhardt 2022, S. 83-97



Quellenangabe/ Reference:

Neumann, Andreas: Kein Digital Turn ohne Theory Turn. "Diskurs" und "Macht" im Methodenmix aus qualitativer und quantitativer Analyse - In: Oberdorf, Andreas [Hrsg.]: Digital Turn und Historische Bildungsforschung. Bestandsaufnahme und Forschungsperspektiven. Bad Heilbrunn : Verlag Julius Klinkhardt 2022, S. 83-97 - URN: urn:nbn:de:0111-pedocs-248542 - DOI: 10.25656/01:24854

<https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0111-pedocs-248542>

<https://doi.org/10.25656/01:24854>

in Kooperation mit / in cooperation with:



<http://www.klinkhardt.de>

Nutzungsbedingungen

Dieses Dokument steht unter folgender Creative Commons-Lizenz: <http://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/deed.de> - Sie dürfen das Werk bzw. den Inhalt unter folgenden Bedingungen vervielfältigen, verbreiten und öffentlich zugänglich machen: Sie müssen den Namen des Autors/Rechteinhabers in der von ihm festgelegten Weise nennen. Dieses Werk bzw. dieser Inhalt darf nicht für kommerzielle Zwecke verwendet werden und es darf nicht bearbeitet, abgewandelt oder in anderer Weise verändert werden.

Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

Terms of use

This document is published under following Creative Commons-License: <http://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/deed.en> - You may copy, distribute and transmit, adapt or exhibit the work in the public as long as you attribute the work in the manner specified by the author or licensor. You are not allowed to make commercial use of the work or its contents. You are not allowed to alter, transform, or change this work in any other way.

By using this particular document, you accept the above-stated conditions of use.



Kontakt / Contact:

peDOCS
DIPF | Leibniz-Institut für Bildungsforschung und Bildungsinformation
Informationszentrum (IZ) Bildung
E-Mail: pedocs@dipf.de
Internet: www.pedocs.de

Mitglied der:


Leibniz-Gemeinschaft

Andreas Neumann

Kein Digital Turn ohne Theory Turn. „Diskurs“ und „Macht“ im Methodenmix aus qualitativer und quantitativer Analyse

Der Theory Turn bezeichnet ein Forschungsverständnis: Er beschreibt den Dialog zwischen Theorie und Empirie als eine „kritische Reflexion der Forschungspraxis“ (Haas 2015, 40). Voraussetzung jeden Dialogs ist es, dass die am Dialog Beteiligten die Gesprächsinhalte der jeweils anderen Seite als relevant anerkennen. Bevor hinsichtlich des Digital Turns aufgezeigt wird, weshalb auch hier die Gedanken eines Theory Turn relevant sind, gilt es zu klären, auf welches Phänomen sich der Begriff des Turns bezieht. Für Haas (2015) handelt es sich dabei um eine Verlagerung erkenntnistheoretischer Prämissen: Je nach Ausrichtung verschiebt sich die Forschungsperspektive beispielsweise auf Performanzpraktiken, Raumkonzepte oder materielle Kultur. Der Theory Turn nimmt eine verbindende Perspektive ein. Er besitzt selbst keine erkenntnistheoretische Prämisse bzw. keinen „Theoriekern“ (Lakatos 1982, 47f.). Er bezieht die jeweilige Forschungspraxis ein und macht Ergebnisse verschiedener Turns vergleichbar und anschlussfähig. Somit entspricht der Theory Turn eher einer kritischen Haltung, während die epistemologischen Theoriekerne der anderen Turns tatsächlich so etwas wie erkenntnistheoretisch relevante Basisannahmen beinhalten.

Mit dem Theory Turn als einem dialogischen Konzept verbindet sich die Hoffnung, das kultivierte Missverständnis zwischen „Theoriepropheten“ und „Methodenpriestern“ aufzulösen (Bourdieu 1994a, 7). Über lange Zeit hinweg warf die Kritik der jeweils anderen Seite Versäumnisse vor, obwohl doch für beide Seiten gilt, dass es zu einer Synthese zwischen Theorie und Empirie kommen muss. Kurz gesagt, es richteten sich beide Parteien in einem auch auf disziplinärer Ebene institutionalisierten Konflikt ein, dessen Polemik entweder die „leere Begriffsmetaphysik“ der Theoretiker:innen oder den „blinden Positivismus“ der Empiriker:innen verdammt. Doch die problematische Arbeitsteilung zwischen Theorie und empirischer Praxis endet spätestens im Prozess des individuellen Forschungshandelns, wo beide Bereiche, ob implizit oder explizit, notwendigerweise zueinander finden müssen. Andernfalls erfüllt sich die wohlbekannte Warnung Kants (1787, B75) vor inhaltsleeren Gedanken und begriffsarmer Anschauung. Ganz ähnlich verhält es sich im Hinblick auf das Verhältnis der verschiedenen Turns zueinander:

Anstatt Forschungsergebnisse multiperspektivisch als gegenseitige Ergänzung zu begreifen, herrscht Unverständnis, was durch Innovationsdruck und Konkurrenz noch verstärkt wird. Die Pluralisierung und Ausdifferenzierung in verschiedene Turns geht mit der Gefahr einher, dass die daraus resultierenden Perspektiven als inkommensurabel erscheinen. Deshalb braucht es einen Theory Turn, der die Perspektiven miteinander in einen Dialog sowohl über die gemeinsame Erkenntnisfähigkeit als auch die Vergleichbarkeit der empirischen Ergebnisse bringt. Der Theory Turn sichert die logische Kohärenz der theoretischen Annahmen, stellt Nachvollziehbarkeit her und bleibt am jeweiligen Forschungshandeln orientiert. Deshalb kann der vorliegende Beitrag seine Argumente für die Notwendigkeit von Reflexion weder allein aus der Theorie noch aus der empirischen Anwendung einer Methode gewinnen. Vielmehr sollen am Beispiel der Operationalisierung wechselseitige Rückbezüge veranschaulicht werden.

Der Digital Turn resultiert aus einer sich tief in die Lebenswelt hinein erstreckenden Digitalisierung, die zu neuen Formen der sozialen Praxis geführt hat und unsere Alltagswirklichkeit in erheblichem Ausmaß prägt. Erkenntnistheoretisch zugänglich wird dieser Befund jedoch erst durch den wissenschaftlichen Umgang mit dieser neuen Praxis. Ein solcher Umgang geschieht durch Reflexion, und erst diese Reflexivität erlaubt es, von einem Digital Turn zu sprechen. Die Reflexion bezieht sich einerseits darauf, wie Wissen durch Digitalisierung zugänglich gemacht wird; andererseits bezieht sie sich auf den potenziellen Zuwachs an Wissen, der durch die Verarbeitung digitaler Daten entstehen kann. Die „epistemologischen Auswirkungen“ dieses Turns sind dabei noch immer nicht voll verstanden und erforscht (vgl. König 2021, 17). Hier zeigt sich die Verbindung zum Theory Turn, der diese Auswirkungen auch im Hinblick auf Prämissen und Forschungspraxis älterer Turns reflektiert.

Im Folgenden wird am Beispiel einer Diskursanalyse aufgezeigt, weshalb es einer methodologischen Absicherung bedarf, um quantitativ-statistische und qualitativ-codierende Forschungspraxis mittels QDA-Software nicht als digitalen Selbstzweck zu betreiben, sondern dessen analytisches Potenzial auszuschöpfen.¹ Inhalt der Analyse ist die Auseinandersetzung zum sogenannten Frauenstudium im langen 19. Jahrhundert. In einem ersten Schritt werden das Forschungsprojekt sowie die Funktionsweise der verwendeten QDA-Software skizziert. Es folgen Beschreibungen zur Entstehung des digitalisierten Quellenkorpus sowie zu den theoretischen Grundlagen des Forschungsprogramms. Im vorliegenden Beitrag nimmt das vom Soziologen Reiner Keller (2011) entworfene Forschungsprogramm der wissenssoziologischen Diskursanalyse (WDA) die Stellung eines Theoriekerns ein. Die Konzepte des Diskurses und der Macht leiten sich aus dieser theoretischen Perspektive ab.

1 Zu den Ergebnissen dieser Analyse vgl. Neumann (2022).

1 Das Forschungsprojekt: Zur Analyse eines Quellenkorpus zum Frauenstudium mittels QDA-Software

Seit mehr als 30 Jahren beschäftigen sich historisch Forschende mit dem sogenannten Frauenstudium (vgl. den Forschungsbericht bei Neumann 2022, 18–36). Dabei richtete sich das Interesse zumeist auf Öffnungsprozesse an einzelnen deutschen Universitäten oder nahm Pionierinnen im Studium und der akademischen Berufsausübung in den Blick (vgl. bspw. Glaser 1992; Huerkamp 1996). Eine Gesamtdarstellung erschien zuletzt von Birn (2015). Zudem widmeten sich Beiträge den zeitgenössischen Argumenten in der erstaunlich langanhaltenden Öffnungsdebatte zwischen 1865 und 1909 (Glaser 1996; vgl. u. a. Hausen 1986). Obwohl Götze (1957) und Hollmann (1976) erste Versuche unternahmen, erfolgte bislang keine detaillierte Analyse dieser Auseinandersetzung. Das lag auch an der Größe und Zugänglichkeit des damit einhergehenden Quellenkorpus: Etwa 450 themenbezogene Publikationen ließen sich für den genannten Zeitraum ermitteln. Ohne technische Hilfsmittel zum Auffinden, Erschließen und Auswerten dieser Quellen begrenzten sich Aussagen zum Verlauf dieser Auseinandersetzung bisher auf einzelne, aus der Masse der Veröffentlichungen herausragende Publikationen. Mit dem Forschungsprojekt wurde das Ziel verfolgt, diese Publikationen digital zu erschließen, um sie anschließend in einem Methodenmix auszuwerten. Von Interesse war dabei das Zusammenspiel aus Dynamik und Stabilität innerhalb dieser knapp 50 Jahre andauernden Auseinandersetzung: Welche Wissenstransformation ermöglichte die Dynamisierung von einer formalrechtlichen Ausgrenzung von Frauen aus dem universitären Feld in den 1870er und 1880er Jahren zur vollständigen Integration in das akademische Bürgerrecht durch die Immatrikulationszulassung zwischen 1900 und 1909? Wie lassen sich trotz dieser Dynamisierung die Beharrungskräfte erklären, die für Frauen im akademischen Feld weiterhin galten und zum Teil noch immer gelten? Kurz gesagt, es stellte sich die Frage nach veränderten Problemdeutungen und daran ansetzende Lösungsstrategien: Wie in komplexen Reformprozessen üblich, führten diese Lösungsstrategien zu keinem Bruch, sondern ermöglichten durch eine begrenzte Anpassung an den sozialen Wandel der Gesellschaft die Stabilisierung der Institution – was in diesem Fall die Stabilisierung einer von Männern geprägten Universität bedeutete.

Auf der Suche nach Antworten auf diese Fragestellung waren also nicht allein die qualitativ zu analysierenden Wissensbestandteile in der Auseinandersetzung um das Frauenstudium von Interesse, sondern ebenso die quantifizierbaren Strukturbedingungen, unter denen die Akteur:innen in institutionalisierten Feldern handelten: Auf qualitativer Ebene ging es dabei um eine Analyse sich verändernder Deutungsmuster innerhalb des verhandelten Wissens über vermeintlich „weibliche Bildung“. Eine quantitative Ebene verband diese verschiedenen Deutungen mit Akteursgruppen, um der Frage nach Macht und Einfluss innerhalb dieser

Debatte auf den Grund zu gehen. Hierzu waren die institutionelle Zugehörigkeit beteiligter Akteur:innen zu analysieren. Auf diese Weise war es möglich, zwischen drei zentralen Gruppen zu unterscheiden: den Hochschullehrern innerhalb ihrer Wissenschaftszweige, den professionalisierten Berufsgruppen der Mediziner, Philologen, Anwälte und Geistlichen sowie den Vertreter:innen der bürgerlichen Frauenbewegung, die sich in verschiedene Flügel differenzierte. Derlei sozialgeschichtliche Analysen gehören zum Standardrepertoire. Innovativ und herausfordernd gestaltete sich jedoch der Versuch, diese auf Interessengruppen zurückzuführenden Machtpotenziale an die qualitativ analysierten Inhalte der Debatte zu koppeln. Auf diese Weise ließ sich die Kluft zwischen sozialgeschichtlich orientierter Professionalisierungsforschung und kulturwissenschaftlich orientierter Bildungs- und Geschlechtergeschichte überwinden. Im Längsschnitt wurde der Einfluss bildungsbürgerlicher Öffentlichkeiten auf die Dynamisierung eines universitätspolitischen Reformprozesses sichtbar.

Zur Analyse des digitalisierten Quellenkorpus diente Software zur qualitativen Datenanalyse (kurz: QDA). QDA-Software lässt sich als ein „mitschreibendes Werkzeug“ charakterisieren (Gasteiger & Schneider 2014, 181): Die Entwicklung solcher Programme geht in die 1980er Jahre zurück. Ursprünglich war im Funktionsumfang lediglich der Import von Text vorgesehen. Mittlerweile lassen sich darüber hinaus auch Bilder sowie Video- und Audiodokumente importieren. Historisch Forschende können mit Hilfe dieser Software ein breites Spektrum an digital erschlossenen Quellen analysieren. Im Zentrum des Funktionsumfangs steht das Codieren einzelner Bestandteile dieser Quellen: Begriffe, Metaphern, Sätze oder ganzen Abschnitte einer Quelle lassen sich einem Code zuordnen. Über die manuelle Codierung hinaus gibt es die Möglichkeit der automatischen Codierung von Begriffen oder ganzer Wortgruppen. Über die Codesuche lassen sich Beziehungen wie beispielsweise Überschneidungen zwischen den codierten Textabschnitten auffinden. Über solche in der Textstruktur angelegten Zusammenhänge hinaus besteht die Möglichkeit, Codes hinsichtlich ihrer Bedeutung miteinander in Beziehung zu setzen: Hierzu sind die Codes je nach genutzter Software in einer Baum- oder Netzwerkstruktur flexibel darstellbar. Die Anordnung der Quellenbestandteile in Form von Codes macht Querbezüge sichtbar. Zur Dokumentation sowie Hypothesengenerierung beinhaltet QDA-Software zudem eine Notiz- bzw. Memofunktion, die auf verschiedenen Ebenen vom allgemeinen Forschungstagebuch bis hin zu einzelnen Dokumenten, Codes oder Dokumentabschnitten genutzt werden kann. In neueren Versionen kommerzieller Anbieter kommt zur qualitativen Analysefunktion der manuellen Codierung eine quantifizierende Datenverarbeitung hinzu: In einer Datenbank können Informationen zu den genutzten Dokumenten oder zu den angelegten Codes gespeichert werden. Mittels Codevariablen sind strukturierende Inhaltsanalysen ebenso möglich wie statistische Analysen von Metadaten zu Autor:innen der ana-

lysierten Dokumente. Vertiefende Erklärungen hierzu finden sich im Handbuch von Kuckartz (2010). Technische Herausforderungen reflektierten Gasteiger und Schneider (2014). Diese Art von Software wurde im Kontext der Sozial- und Verhaltenswissenschaften entwickelt. Sie liefert keine automatisierte Analyse von Texten. Es handelt sich vielmehr um ein Werkzeug, das der hermeneutischen und zumeist intuitiven Arbeitsweise in der historischen Forschung entgegenkommt (vgl. hierzu Epp 2017). Die bisherige Einführungsliteratur zum Feld der Digital Humanities begrenzt sich vorwiegend auf quantifizierende und automatisierbare Verfahren zur Analyse von Textquellen oder zur Visualisierung von Netzwerken und beleuchtet QDA-Software bislang kaum (Graham et al. 2016; Jannidis u. a. 2017; Kurz 2016; Schwandt 2020).

Im Folgenden wird die Arbeitsphase der Korpusbildung skizziert, d. h. der Zusammenstellung von Quellen, die anschließend zur weiteren Analyse in die QDA-Software importiert werden: Zunächst ist auf theoretischer Ebene zwischen einem „imaginären Korpus“, als Annahme einer Ganzheit einstmals produzierter Quellen, einem „virtuellen Korpus“, der die tatsächlich überlieferten Quellen bezeichnet und eines „konkreten Korpus“ als Auswahl der tatsächlich analysierten Quellen zu unterscheiden (Landwehr 2008, 101–105). Solche konkreten Korpora zu spezifischen Themenfeldern wie beispielsweise der Frauenbewegung befinden sich bereits als Subkorpus in den elektronischen Volltexten des Deutschen Textarchivs (DTA).² Derlei abgeschlossene Korpora erhöhen die intersubjektive Überprüfbarkeit, entpflichten jedoch nicht, dieses Korpus durch eigene Überlegungen zu überprüfen, um womöglich fehlende Quellen zu ergänzen. In unsystematischen, also nicht thematisch gegliederten Volltextkorpora wie beispielsweise der ANNO-Datenbank stellt sich jedoch eher das Problem der unüberschaubaren Vielzahl an Quellen: Hier ließe sich über topic modeling Verfahren eine Reduktion erzielen (Vgl. Graham et al. 2016, 113–158).

2 Diskurse als ein Ordnungsprinzip kollektiver Wissensvorräte

Unter Wissen werden kollektiv geteilte Anschauungen verstanden, die innerhalb von Diskursen durch soziale Akteur:innen produziert werden (vgl. Keller 2011, 276). Eine Analyse des Wissens erfolgt qualitativ und kann nicht den Anspruch erheben vollständig objektiv zu sein: Denn im Gegensatz zur reinen Inhaltsanalyse bedarf es einer eigenen an der Fragestellung ausgerichteten Deutungs- und Interpretationsleistung, um bestimmte Aussagebestandteile als kollektive Wissensvorräte zu identifizieren. Um dies auszugleichen, ist es wichtig, möglichst ge-

2 In den nächsten Jahren wird das genutzte Korpus zum Frauenstudium im Deutschen Textarchiv durch die Arbeit von Anna Pfundt (Justus-Liebig-Universität Gießen) und durch den Autor des vorliegenden Beitrages sukzessive zugänglich gemacht werden (URL: <https://www.deutschestextarchiv.de/doku/textquellen#frauenstudium>).

nau die theoretischen Grundlagen und Analyseschritte darzustellen, auf der die eigenen Interpretationen beruhen. Eine solche Reflexion muss auch einbeziehen, wie digitale Werkzeuge entsprechend der theoretischen Vorüberlegungen verwendet worden sind und welche in der Software angelegte Eigenlogik der digitalen Verarbeitung zukommt, die von diesen Überlegungen womöglich abweicht.

Um die Auseinandersetzung zum Frauenstudium analytisch zu erschließen, wird fortan der Begriff des „Diskursfeldes“ verwendet (Keller 2011, 236; vgl. auch Neumann 2019, 234). Das Bild eines Feldes wird der Pluralität beteiligter Diskurse gerecht. Sie differenzieren sich zunächst hinsichtlich ihrer Formationsregeln, je nachdem ob es sich um Diskurse des Alltags, der Wissenschaft, der Politik oder der bildungsbürgerlichen Publizistik handelte, unterscheiden sich die Ordnungsprinzipien ihres Zustandekommens. Die thematisierten Objekte erscheinen innerhalb dieser Diskurse in unterschiedlichen Blickwinkeln. Ausgehend von diesen Blickwinkeln werden Merkmale stärker oder schwächer betont, was zu verschiedenartigen „Phänomenstrukturen“ (Keller 2011, 248f.) führt, von denen gesagt werden kann, sie sind diskursiv konstruiert. Gesellschaftlich diskutierte Probleme erhalten vor dem Hintergrund unterschiedlicher Phänomenstrukturen abweichende Grade der Relevanz. Beispielsweise kreuzten sich beim Phänomen der bürgerlichen Familienstrukturen eine Vielzahl von Diskursen: Was die Familie zu einem nennenswerten Thema innerhalb der Auseinandersetzung zum Frauenstudium werden ließ, das war die alltagsweltliche Popularisierung eines polarisierten Geschlechterrollenideals, das den bürgerlichen Frauen die häusliche Sphäre und den Männern die außerhäusliche Erwerbsarbeit zuwies. Dieses Ideal bot verschiedene Möglichkeiten der handlungspraktischen Ausdeutung: Aktivistinnen der Frauenbewegung betrachteten die bürgerliche Familie so lange als eine Zwangsinstitution bis Frauen vor ihrer Heirat verwertbare Bildungsmöglichkeiten erhielten, um die Entscheidung für den Ehebund ökonomisch unabhängig treffen zu können (vgl. Kettler 1891, 15f.). Konservative sahen durch derlei Bildungsbestrebungen die gesellschaftlichen Fundamente bedroht, da auf der Familie, bürgerliche Hausfrau inklusive, die Ordnung des Staatswesens beruhe (vgl. Fehling 1892, 24). Nationalökonom:innen bemühten die Statistik, um einen Frauenüberschuss nachzuweisen, der Familiengründungen verhindere und bestimmte Frauen für höhere Bildungswege gewissermaßen von der Ehe freistellte (vgl. Pierstorff 1892, 642). Rassenhygieniker:innen menetekelten wiederum vom allgemeinen Verfall der „Volksgesundheit“ und einem Sinken der Geburtenrate, wodurch das deutsche Volk seinem Niedergang entgegengehen würde (vgl. Moses 1909; Gruber 1910). Stimmen aus dem Kulturbetrieb fabulierten über die „orientalische“ Mehrehe, eine „Junggesellensteuer“ oder „freie Liebe“ (vgl. Hartmann 1896; Grünwald-Zerkowitz 1900). All diese Diskurse darüber, wodurch das Phänomen der Familie sich „eigentlich“ auszeichnete, kreuzten sich in der Frage nach einer Zulassung von Frauen zum Studium und gehorchten in ihren jeweiligen Sagbar-

keitsfeldern eigenen Regeln bzw. folgten bestimmten Mustern der Weltwahrnehmung, welche die bürgerliche Familie vor dem Hintergrund des gesellschaftlichen Wandels problematisierten. Die beschriebenen Phänomenstrukturen bzw. Problematisierungsweisen der Familie wurden zunächst im Prozess offenen Codierens gesammelt bis eine Sättigung des Materials erreicht war, also keine neuen Aspekte hinzutraten. Im Anschluss daran ließen sich Kategorien bilden, die verschiedene Problematisierungsweisen umfassen. Nun konnten diesen Kategorien die codierten Textstellen zugeordnet werden. Damit war der erste Schritt getan, um komplexe Deutungsmuster zu identifizieren, auf die an späterer Stelle eingegangen wird.

Diskurse beinhalten Ordnungsprinzipien des symbolischen Zeichengebrauchs, die sich in den zirkulierenden Wissensbeständen nachvollziehen lassen. Das Diskursfeld wird, wie eben beschrieben, entlang konkurrierender Problemdeutungen (re-)konstruiert. Gesucht werden dabei Bedeutungsverschiebungen, an denen soziale Akteur:innen interessengeleitet beteiligt waren. Akteur:innen erscheinen somit nicht als passive Diskursreproduzent:innen selbstbezoglicher Sprachspiele, sondern bringen sich aktiv mit ihren Deutungen in die Produktion, Reproduktion und Transformation der Diskurse ein. Dennoch gilt das Interesse nicht eigensinnigen oder arbiträren Beiträgen, sondern den strukturellen Ressourcen, die sich aus Deutungsspielräumen ergeben und sich strategisch aktivieren lassen. Der Strategiebegriff zielt einerseits auf die Möglichkeit, verschiedene Phänomenstrukturen zu komplexen Deutungsmustern miteinander in Verbindung zu bringen und andererseits auf die Notwendigkeit, diese strukturell möglichen Arrangements organisiert zu aktivieren. Akteur:innen sind dabei auf gemeinsames Handeln angewiesen, um ihre Deutungen durchzusetzen. Als Handelnde befinden sie sich auf verschiedenen sozialen Positionen, wo sie sich zu „Diskursgemeinschaften“ (Keller 2011, 86) vergesellschaften können. Bei der skizzierten Forschungsperspektive handelt es sich um eine wissenssoziologisch fundierte Diskursanalyse, weil sie die institutionalisierte Praxis des Zeichengebrauchs durch soziale Akteur:innen in die Analyse dieser Zeichen integriert. Analytisch lässt sich dabei zwischen dem Kulturellen und dem Sozialen unterscheiden: Die Perspektive auf die Kultur nimmt die symbolische Ordnung verändernde Bedeutungsverschiebungen in den Blick. Im Sozialen formieren sich Koalitionen des gemeinsamen Handelns als Potenziale zur Dynamisierung der symbolischen Ordnung.

Eine Koalition von Diskursteilnehmenden geschieht innerhalb von institutionellen Feldern. Komplementär zum Diskursfeld lässt sich hier von einer „Diskursarena“ (Keller 2011, 78) sprechen. Während das Diskursfeld eine symbolische Ordnung von Wissensvorräten beschreibt, bezieht sich die Diskursarena auf die Produktions- und Reproduktionsbedingungen des Symbolischen. „Arena“ bezeichnet den sozialen Raum, in dem sich das Diskursfeld medial und institutionell vermittelt ausbreiten kann. Beim Beispiel der Auseinandersetzung zum Frauenstu-

dium handelte es sich um den bildungsbürgerlich geprägten Teil der Diskursarena. Sie erschließt sich einerseits aus den Zielgruppen beteiligter Publikationsmedien und andererseits durch die soziale Stellung beteiligter Akteur:innen. Jenseits des verbindenden Attributs der Bildungsbürgerlichkeit zergliedert sich die Diskursarena entlang verschiedener Teilöffentlichkeiten (vgl. Drücke & Klaus 2019, 935). Identifizieren lassen sie sich über die Positionen der Sprechenden innerhalb ihrer institutionalisierten Felder sowie durch die Ausrichtung des Mediums, in dem sich die Sprechenden äußerten. Wer in welchen Teilen der Öffentlichkeit sprechen durfte, das regulierten institutionelle Felder, die das kulturelle und soziale Kapitel von Sprechenden bereitstellten und verbürgten, etwa das institutionalisierte kulturelle Kapitel eines Hochschulabschlusses (vgl. Bourdieu 1983). Um institutionalisierte Felder und beteiligte Teilöffentlichkeiten in den Blick zu bekommen, lassen sich den zu analysierenden Dokumenten quantitative Variablen zuordnen, die Informationen zur institutionellen Verortung des Mediums sowie der jeweiligen Akteur:innen enthalten. In Verbindung mit den Codes auf qualitativer Ebene lässt sich somit eine Aussage zur Verbreitung bestimmter Phänomenstrukturen und Deutungsmuster in Medien und Teilöffentlichkeiten treffen. Dadurch werden Sagbarkeitsgrenzen sichtbar gemacht.

3 Macht als ein Veränderungsprinzip kollektiver Wissensvorräte

Um den Machtbegriff zu operationalisieren, werden im Folgenden dessen Dimensionen geklärt. Oft bleibt Macht, ebenso wie der Diskursbegriff, ein schillerndes und unscharfes Konzept, das nicht über seine alltagsweltliche Nutzung hinausgelangt. Gemeinhin wird unter Macht im Sinne Webers (1985) die Chance verstanden, den eigenen Willen durchzusetzen. In Abwandlung zu dieser Definition, die Macht lediglich als personale Statusgröße innerhalb eines sozialen Beziehungsgeflechts begreift und an einen bewusst formulierbaren Willen knüpft, nimmt die im vorliegenden Beitrag eingenommene Forschungsperspektive nicht einzelne Personen und ihre Intentionen, sondern das soziale Feld in den Blick, in dem Macht als Potenzial entsteht und die Handelnden mit Handlungsspielräumen versorgt. Machtpotenziale entstehen auf sozialer Ebene, die es den Akteur:innen ermöglicht, in der Diskursarena als Sprechende aufzutreten und damit ihre Deutungen in das Diskursfeld einzubringen. Den Akteur:innen obliegt es innerhalb dieses Rahmens, den gesellschaftlich vorstrukturierten Sinn nach Möglichkeit der ihnen zur Verfügung stehenden Machtpotenziale zu deuten (vgl. Wrana 2014, 520, 528). Damit beschreibt die Forschungsperspektive eine häretische Antithese zum Kult um die Persönlichkeit, der in den neuhumanistisch informierten Kreisen des Bildungsbürgertums der damaligen Zeit herrschte.

Von Webers Definition bleibt die Potenzialität als Chance Handlungen durchzusetzen. In Erweiterung dieser Definition wird im Folgenden ein Modell aus vier

Macht-Dimensionen vorgeschlagen, um Machtpotenziale und Machtwirkungen begrifflich fassbar und damit für eine softwaregestützte Analyse operationalisierbar zu machen: Macht bezeichnet demnach eine institutionalisierte, regulative, dynamisierende und produktive Kraft, die sich sowohl auf das diskursiv Symbolische als auch auf das gesellschaftlich Soziale auswirkt.

3.1 Macht und Institutionalisierung

Ursprünge des Machtpotenzials gehen auf institutionalisierte Felder zurück: Sie sind ein Effekt einer gemeinsam handelnden Gruppe. Die Wissenssoziologen Berger und Luckmann (1980) nennen als Ursache des Gruppenhandelns geteilte „Relevanzstrukturen“, also mehr oder weniger bewusste Überschneidungen innerhalb des symbolisch vermittelten Wissensvorrates, aus dem sich schließlich gemeinsame Ziele ergeben. Der funktionale Sinn des Zusammenschlusses entsteht also nicht allein aus der sozialen Klassenlage bzw. erklärt sich nicht ausschließlich durch die soziale Standortgebundenheit der Akteur:innen; er lässt sich nur in Wechselwirkung mit einer symbolischen Kulturebene begreifen – dort verhandeltes Wissen integriert und legitimiert die Gruppe. Gemeinsames Handeln ermöglicht eine Arbeitsteilung: Individuen werden zu Akteur:innen mit spezifischen Rollen und Identitäten – in der Terminologie der WDA „Subjektpositionen“ (Keller 2011, 223). Die Effektivität dieses Handelns erhöht sich mit dem Grad der Institutionalisierung: Das Machtpotenzial steigt (vgl. Berger & Luckmann 1980, 71). Für die Machtanalyse operationalisieren lässt sich diese Dimension mithilfe des von Bourdieu (1983) beschriebenen sozialen Kapitals. Hierbei identifizieren und erfassen soziale Daten quantitativ die Kreise der Zusammenhandelnden als Sprecher:innen spezifischer Gruppen: seien es Fachgesellschaften, Vereine, Verbände, Parteien bzw. deren Publikationsorgane. Die Summe dieser zu erfassenden Daten ermöglicht, nachdem sie als Variablen in der QDA-Software integriert worden sind, eine Identifizierung beteiligter institutionalisierter Felder, die aufgrund hoher Machtpotenziale eine bedeutsame Größe innerhalb der Diskursarena darstellten und somit relevanten Einfluss auf die Dynamik des Diskursfeldes erhielten.

3.2 Die regulative Dimension der Macht

Die regulative Dimension der Macht ergibt sich zunächst aus dem Institutionalisierungsvorgang selbst: Innerhalb gemeinsam handelnder Gruppen bilden sich Mechanismen der primären Kontrolle aus. Sie bestimmen über Ausschluss und Zugehörigkeit etwa anhand eines spezifischen „Habitus“ (Bourdieu 1994b) – ohne dass diese Mechanismen explizit festgeschrieben werden müssten (vgl. Berger & Luckmann 1980, 59). Bereits die primäre Kontrolle etabliert ein abgrenzbares Handlungsfeld, was sich jedoch aufgrund seines informellen Charakters nur schwer in historischen Quellen nachweisen lassen dürfte. Sekundäre Kontrolle hingegen lässt sich quantitativ erfassen, etwa mit Blick auf die von Bourdieu beschriebenen Formen kulturellen

Kapitals: Einerseits ermöglicht eine qualitative Analyse verhandelter Wissensvorräte die Identifikation gemeinsamer Relevanzstrukturen, beispielsweise eine gleiche Art der Problematisierung von Phänomenen, die aufgrund ähnlicher Interessen innerhalb der Gruppe erst zu einem Problem werden. Sie sind ein Indiz für inkorporierte Formen kulturellen Kapitals. Noch stärker wird dies bei institutionalisiertem kulturellen Kapital deutlich: In dieser Kapitalsorte zeigt sich das Bedürfnis einer sozialen Gruppe nach sekundären Mechanismen der Zugangskontrolle wie sie die professionalisierten Berufsgruppen besessen haben. Insbesondere die „halbfreie Amtsprofession“ (Siegrist 1988, 22) der Ärzte, deren Berufsbezeichnung in der Approbationsordnung staatlichen Schutz genoss, bemühten sich um eine Stabilisierung sozialer Schließungsmechanismen.

Regulativ wirkt Macht zudem als symbolisches Kapital, dessen repräsentative Sichtbarkeit etwa durch Grade, Titel oder Orden die Kapitalbesitzenden als Angehörige bestimmter Gruppen ausweist und auch ohne detaillierte Kenntnis über deren ökonomischen, sozialen und kulturellen Kapitalbesitz für Anerkennung sorgt. Die regulative Dimension der Machtwirkung schließt nicht anerkannte Sprechende aus. Sie erhalten keinen privilegierten Zugang zu einer Teilöffentlichkeit. In der untersuchten Diskursarena zeigt sich beispielsweise bei den Hochschullehrern ein starkes Übergewicht der Statusgruppe ordentlicher Professoren, von denen dreiviertel aller Beiträge zum Frauenstudium aus diesem Feld stammten. Selbst bei Betrachtung aller in der Diskursarena beteiligten Sprechenden zeigt sich noch ein starkes Übergewicht von Akteur:innen mit akademischen Bildungshintergrund: Von 259 Autor:innen besaßen lediglich 82 keine universitäre Bildung, darunter die Mehrzahl Frauen. Auch im Feld der Frauenbewegung führte akademische Bildung zu einer privilegierten Sprecher:innenposition: Obwohl Frauen bis 1900 nur im Ausland universitäre Abschlüsse und Dokortitel erwerben konnten, trugen von 52 identifizierten Akteurinnen der Frauenbewegung 36,5 Prozent einen Dokortitel, 25 Prozent hatten eine Universität besucht und 7,7 Prozent besaßen einen Abschluss. Zudem hielten die Akteurinnen oft Leitungspositionen in Frauenvereinen. Diese Befunde basieren wiederum auf den gesammelten quantitativen Daten zu den beteiligten sozialen Akteur:innen, die als Variablen in die Datenbank aufgenommen wurden.

Während die primäre und sekundäre Kontrolle den Zutritt zu einzelnen Feldern und Teilöffentlichkeiten begrenzte, regulierte das kulturelle System der bürgerlichen Ordnung den Zugang zur Gesamtheit der Diskursarena: Bürgerlichkeit umfasst das Strukturmerkmal der bürgerlichen Assoziation als ein selbstorganisiertes institutionelles Feld; sie beinhaltet aber auch das Merkmal der Anerkennungsfähigkeit kulturellen Kapitals in Gestalt von Bildung und Gelehrsamkeit als einen Wert an sich; schließlich beinhaltet sie die Zulässigkeit liberalen Rasonierens über gesellschaftliche Sinn- und Wertefragen, was zu einem in inhaltlicher Hinsicht heterogenen Diskursfeld führte.³

3 Zum Konzept der Bürgerlichkeit vgl. Hettling 2000, 324.

3.3 Die dynamisierende Dimension der Macht

Die dynamisierende Machtwirkung bezieht sich sowohl auf Veränderungen institutioneller Felder wie sie etwa durch die Zulassung von Studentinnen zu den Universitäten erfolgte, als auch auf Veränderungen im Diskursfeld. Dynamisierungen lassen sich durch günstige Positionen innerhalb der Diskursarena vorantreiben: Machtpotenziale ermöglichen es einer Gruppe von Akteur:innen, die vorhandenen Deutungsmuster im Diskursfeld zu aktivieren sowie strategisch zu nutzen. An dieser Stelle geschieht eine Kopplung zwischen der gesellschaftlichen Ebene des Sozialen mit dem symbolisch kulturellen Ordnungssystem.

Die Analyse von Deutungsmustern zielt ebenso wie die bereits beschriebenen Phänomenstrukturen auf die inhaltliche Gestalt von Diskursen. Jedoch geht es hier nicht mehr um einzelne Bedeutungselemente, sondern um komplexe Muster, welche die Wahrnehmung des Untersuchungsgegenstandes „Frauenstudium“ prägen. Die Perspektive synthetisiert Problemkonstruktionen, Handlungsoptionen sowie Verantwortlichkeiten und bindet diese an weltanschauliche Wertbezüge. Deutungsmuster sind nicht direkt codierbar, sondern resultieren aus den Beziehungen zwischen einer Vielzahl von Codes, die erst durch die eigene Interpretationsleistung hergestellt werden. Beispielsweise verdichteten sich die codierten Aussagen zu den gesellschaftlichen Geschlechterverhältnissen im Verlauf der Analyse zu drei Deutungsmustern: Im avantgardistischen Modell wurde die komplementäre Ordnung, die den Geschlechtern verschiedene sich gegenseitig ergänzende Funktionsbereiche in der Gesellschaft zuteilte, gesprengt. Als Hauptproblem galt hier der Ausschluss von Frauen aus der Sphäre bürgerlicher Rechtssubjekte. Dementsprechend lautete die Handlungsoption „Gleichberechtigung“. Es formierte sich zudem eine neuartige Subjektposition: das Zukunftsbild der „neuen Frau“. Im Zentrum eines orthodoxen Geschlechtermodells stand hingegen die „deutsche Frau“ als immunisiertes Bollwerk gegen US-amerikanische „Emanzen“ und russische „Revoluzzerinnen“. Doch auf diesem identitätspolitischen Spielfeld konnten die orthodoxen Reaktionäre nur verlieren: Denn Geschlechterrollen zu problematisieren bedeutete, dass diese gleichermaßen politisiert wurde. Ein solches Politisieren offenbarte die spekulative Metaphysik der Natürlichkeit, die sich hinter dem deutschen Weiblichkeitsideal verbarg. Zwischen Avantgarde und Orthodoxie formierte sich zudem ein wirkmächtiges transformatives Geschlechtermodell: Dort modernisierten sich traditionell-konservative Vorstellungen über die Geschlechter und wurden anschlussfähig an die gemäßigt-liberalen Deutungen der differenzfeministischen Mehrheit in der bürgerlichen Frauenbewegung, für die nicht Gleichberechtigung, sondern kulturelle Gleichwertigkeit der Geschlechter das anvisierte Handlungsziel darstellte. Wie gesagt, werden derartige Deutungsmuster erst nach einer erfolgten Feinanalyse sichtbar. Für eine solche Feinanalyse wurde die inhaltliche Erschließungsmöglichkeit durch die Vergabe und Gruppierung von Codes in der QDA-Software genutzt (vgl. Neumann 2021, 7). Ein

mit dieser Software einhergehendes Manko besteht zumeist darin, lediglich eindimensionale Beziehungen zwischen Codes und Kategorien in einer Baumstruktur herstellen zu können. Nur wenige Programme ermöglichen es zurzeit komplexe Bezüge zwischen Codes in einer Netzwerkstruktur darzustellen.

3.4 Die produktive Dimension der Macht

Während sich die Dynamik der Macht mit Blick auf die Arrangements von Deutungsmustern fassen lässt, wirkt die produktive Dimension der Macht auf Ebene der bereits im dritten Abschnitt erwähnten Phänomenstrukturen (vgl. Foucault 1991, 106). Sie bezeichnen die Zuschreibungen von Qualitäten auf im Diskurs verhandelte Objekte (vgl. Keller 2011, 248). Eine solche Zuschreibung ist kein bloßes Abbild eines verhandelten Objekts, sondern beinhaltet bereits eine Deutung. Aus diesem Grund ist es möglich, über die Verschiebung von Bedeutungen etwas Neues hervorzubringen und damit produktiv zu wirken: Produktive Macht ermöglicht damit neue Sichtweisen auf die Welt und die in ihr handelnden Menschen. Gerade in einer sich rasch verändernden Gesellschaft sorgt sie für die Entstehung neuer Identitäten sowie daran angepasster Ordnungsvorstellungen – ihre Wirkung kann also in neuen Deutungsmustern münden. Eine Analyse von Phänomenstrukturen geht nicht in der Codierung einer inhaltlichen Aussage auf, sondern muss in einem zirkulären Verfahren auf die Bedeutungsvarianz der diskursiven Aussagen zielen (vgl. Neumann 2021, 34–39). Dabei handelt es sich um ein exploratives Verfahren, bei dem die eigene Interpretation der analysierten Inhalte als Heuristik dient (vgl. Wedl et al. 2014).⁴ Die qualitative Analyse besitzt damit selbst einen hermeneutischen Deutungsspielraum. Forschende stehen so nicht abseits des Spiels, sondern müssen eigene Interpretationsleistung erbringen (vgl. Wrana 2014, 527): Jede Diskursanalyse führt zu einem „Diskurs über Diskurse“ (Keller 2011, 269). Auch aus diesem Grund sollte die Interpretationsfolie des zugrundeliegenden Forschungsprogramms reflektiert werden, um Grundannahmen eigener Interpretationen mitteilbar zu machen.

4 Fazit: Die Nutzung digitaler Werkzeuge als Anlass zur Reflexion

Nachdem die Grundlinien der Forschungsperspektive sowie Ansätze zu deren Operationalisierung deutlich geworden sind, soll nun auf die eingangs vorgenommene Problematisierung zurückgekommen werden, die davor warnte, Analysesoftware ohne methodologische Reflexion einzusetzen. Obwohl sich vorliegender Beitrag auf die WDA bezieht, um diese auf eine mit digitalen Werkzeugen vorgenom-

⁴ Heuristik wird hier im Sinne Johann Gustav Droysens (1868, 13) als „Ausgangspunkt des Forschens“ verstanden und entspricht dem Suchen und Entdecken relevanter Quellen bzw. Quelleninhalte auf Grundlage von Fragestellungen, Vorannahmen, Analogien oder Hypothesen aufseiten des Forschenden.

mene historische Diskursanalyse zu übertragen, ist er keine bloße Werbung für dieses Forschungsprogramm, sondern als Plädoyer eines kritisch-reflexiven Einsatzes digitaler Analysetools zu verstehen. Zumindest in den informierten Kreisen digitaler Geschichtswissenschaft herrscht ein Konsens darüber, das methodische Vorgehen transparent zu machen. Sobald digitale Werkzeuge ihren Charakter als etwas Neues verlieren werden, droht deren Anwendung unsichtbar zu werden. Schon jetzt scheint sich abzuzeichnen, dass historisch Forschende die digitalen Werkzeuge meist unkritisch in ihre bisherige Arbeitsweise integrieren (vgl. König 2021, 42, 44). Reflexion muss jede Arbeit entsprechend ihrer Fragestellung und Themenfeldes neu leisten, weil der technologische Einsatz der Analysesoftware auf unterschiedliche Ziele hin erfolgt. Zugleich sollte die Auswahl von Theorien den zu analysierenden Sachverhalten gerecht werden: Die Anwendung der beschriebenen Perspektive ist beispielsweise nur möglich in einem sowohl inhaltlich als auch hinsichtlich teilnehmender Akteur:innen überschaubaren Korpus mit begrenztem Zeitrahmen. Eine rezeptförmige Vorwegnahme der reflexiven Metaebene ist damit unmöglich (vgl. Gasteiger & Schneider 2014). Ein naiver Einsatz digitaler Technologien und theoretischer Perspektiven, so die These des Beitrages, befördert scheinobjektive Ergebnisse, die über eine deskriptive Ebene nicht hinausgelangen: Gerade im Bereich der Geschlechtergeschichte würden ideologische Implikationen reifiziert statt analytisch dekonstruiert (vgl. Neumann 2021, 18f.). Diese Gefahr besteht insbesondere bei qualitativen Analysetools, da diese als voraussetzungslos erscheinen (vgl. Gasteiger & Schneider 2014, 173, 182). Vielfach wird die Anwendung dieser Technologien in der späteren Publikation nicht einmal mitgeteilt und verbleibt als Arbeitsschritt auf unsichtbarer Ebene (vgl. Franken 2020, 108). Ein wissenschaftlicher Mehrwert lässt sich jedoch nicht allein aus der Technik gewinnen, sondern bedarf der Kontrolle und Verarbeitung durch die Forschenden. Methodische Operationalisierung ist an theoretische Vorüberlegung gebunden: Erst nachdem eine theoretische Perspektive formuliert worden ist, entsteht eine Heuristik, mit der Unerwartetes aufgrund formulierter Erwartungen entdeckbar wird – das Unerwartete setzt eine Erwartung voraus. In diesem Sinne sollte der Theory Turn den Digital Turn begleiten, damit Heuristik weiterhin durch das Bewusstsein der forschenden Akteur:innen läuft und nicht bei fortschreitender Automatisierung in einer Black Box aus Algorithmen verschwindet.

Literatur

- Berger, P.L. & Luckmann, T. (1980): Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit: Eine Theorie der Wissenssoziologie. Frankfurt/M.: Fischer.
- Birn, M. (2015): Die Anfänge des Frauenstudiums in Deutschland: Das Streben nach Gleichberechtigung von 1869–1918. Heidelberg: Winter.
- Bourdieu, P. (1983): Ökonomisches Kapital, kulturelles Kapital, soziales Kapital. In: R. Kreckel (Hrsg.): Soziale Ungleichheiten. Göttingen: Schwartz, 183–198.

- Bourdieu, P. (1994a): Strukturalismus und soziologische Wissenschaftstheorie. Die Unerläßlichkeit der Objektivierung und die Gefahr des Objektivismus. In: Ders.: Zur Soziologie der symbolischen Formen. Frankfurt/M.: Suhrkamp, 7–41.
- Bourdieu, P. (1994b): Der Habitus als Vermittlung zwischen Struktur und Praxis. In: Ders.: Zur Soziologie der symbolischen Formen. Frankfurt/M.: Suhrkamp, 125–158.
- Droysen, J. G. (1868): Grundriss der Historik. Leipzig: Veit.
- Drüke, R. & Klaus, E. (2019): Feministische Öffentlichkeiten: Formen von Aktivismus als politische Intervention. In: B. Kortendiek; B. Riegraf & K. Sabisch (Hrsg.): Handbuch interdisziplinäre Geschlechterforschung. Wiesbaden: Springer VS, 931–939.
- Epp, A. (2017): (Un-)Möglichkeit computergestützter Narrationsanalyse. Zur Anwendung von QDA-Software in der Biographieforschung. In: BIOS 30 (1/2), 31–43.
- Fehling, H. (1892): Die Bestimmung der Frau: Ihre Stellung zu Familie und Beruf: Rektoratsrede gehalten am Jahresfeste der Univ. Basel, den 12. Nov. 1891. Stuttgart: Enke.
- Foucault, M. (1991): Sexualität und Wahrheit, Bd. 1: Der Wille zum Wissen. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Franken, L. (2020): Kulturwissenschaftliches digitales Arbeiten. Qualitative Forschung als „digitale Handarbeit“? In: Berliner Blätter 82, 107–118.
- Gasteiger, L. & Schneider, W. (2014): Diskursanalyse und die Verwendung von CAQDA-Software. Zur Herausforderung der Instrumentalisierung von technischen Programmen. In: J. Angermüller & M. Nonhoff (Hrsg.), Diskursforschung: ein interdisziplinäres Handbuch, Bd. 2: Methoden und Analysepraxis: Perspektiven auf Hochschulreformdiskurse. Bielefeld: Transcript, 164–184.
- Glaser, E. (1992): Hindernisse, Umwege, Sackgassen: Die Anfänge des Frauenstudiums in Tübingen (1904–1934). Weinheim: DSV.
- Glaser, E. (1996): „Sind Frauen studierfähig?“ Vorurteile gegen das Frauenstudium. In: E. Kleinau & C. Opitz (Hrsg.), Geschichte der Mädchen- und Frauenbildung, Bd. 2. Frankfurt/M. u. a.: Campus, 299–309.
- Götze, D. (1957): Der publizistische Kampf um die höhere Frauenbildung in Deutschland von den Anfängen bis zur Zulassung der Frau zum Hochschulstudium. Diss. phil. München.
- Graham, S., Milligan, I. & Weingart, S. B. (2016): Exploring big historical data: the historian's microscope. London: Imperial College. URL: <http://www.gbv.de/dms/bowker/toc/9781783266081.pdf> (Zugriff: 10.06.2021)
- Gruber, M. (1910): Mädchenerziehung und Rassenhygiene: Vortrag, gehalten anlässlich der Generalversammlung des Verbandes zur Hebung hauswirtschaftlicher Frauenbildung am 4. Juli 1910 im alten Rathausssaale in München. München: Reinhardt.
- Grünwald-Zerkowitz, S. (1900): Doppeltehen! Zürich: Caesar Schmidt.
- Haas, S. (2015): Der Theory Turn in der Geschichtswissenschaft. In: S. Haas & C. Wischermann (Hrsg.): Die Wirklichkeit der Geschichte: Wissenschaftstheoretische, mediale und lebensweltliche Aspekte eines (post-)konstruktivistischen Wirklichkeitsbegriffes in den Kulturwissenschaften. Stuttgart: Steiner, 11–44.
- Hartmann, E. v. (1896): Die Jungferfrage. In: Ders.: Tagesfragen. Leipzig: Haacke.
- Hausen, K. (1986): Warum Männer die Frauen zum Studium nicht zulassen wollten. In: H. Nowotny (Hrsg.): Wie männlich ist die Wissenschaft? Frankfurt/M.: Suhrkamp, 31–42.
- Hettling, M. (2000): Bürgerliche Kultur – Bürgerlichkeit als kulturelles System. In: P. Lundgreen (Hrsg.): Sozial- und Kulturgeschichte des Bürgertums. Eine Bilanz des Bielefelder Sonderforschungsbereichs (1896–1997). Göttingen: V&R, 317–337.
- Hollmann, R. (1976): Die Stellungnahme der Ärzte im Streit um das Medizinstudium der Frau bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts. Diss. Münster.
- Huerkamp, C. (1996): Bildungsbürgerinnen: Frauen im Studium und in akademischen Berufen 1900–1945. Göttingen: V&R.
- Jannidis, F., Kohle, H. & Rehbein, M. (Hrsg.) (2017): Digital Humanities: Eine Einführung. Stuttgart: J. B. Metzler.

- Kant, I. (1787): Kritik der reinen Vernunft, 2. Aufl. Riga: Hartknoch.
- Keller, R. (2011): Wissenssoziologische Diskursanalyse: Grundlegung eines Forschungsprogramms. Wiesbaden: Springer VS.
- Kettler, H. (1891): Gleiche Bildung für Mann und Frau! Weimar: Weimarer Verlagsanstalt.
- König, M. (2021): Die digitale Transformation als reflexiver turn: Einführende Literatur zur digitalen Geschichte im Überblick. In: Neue Politische Literatur 66 (1), 37–60.
- Kuckartz, U. (2010): Einführung in die computergestützte Analyse qualitativer Daten, 3. Aufl. Wiesbaden: Springer VS.
- Kurz, S. (2016): Digital Humanities: Grundlagen und Technologien für die Praxis, 2. Aufl. Wiesbaden: Springer.
- Lakatos, I. (1982): Falsifikation und die Methodologie wissenschaftlicher Forschungsprogramme. In: Ders.: Die Methodologie der wissenschaftlichen Forschungsprogramme. Philosophische Schriften, Bd. 1, hrsg. v. John Worrall. Braunschweig u. a.: Vieweg, 7–107.
- Landwehr, A. (2008): Historische Diskursanalyse. Frankfurt/M.: Campus.
- Moses, J. (1909): Frauenstudium und Volkshygiene: Vortrag. München: Verl. d. Aerztlichen Rundschau.
- Neumann, A. (2022): Gelehrsamkeit und Geschlecht. Das Frauenstudium zwischen deutscher Universitätsidee und bürgerlicher Geschlechterordnung (1865–1918). Stuttgart: Steiner.
- Neumann, A. (2021): Positivism, hermeneutics, reification: problems using QDA software. In: G. Mettelle, M. Prell & P. Marzell (Hrsg.): Digital humanities and gender history. Jena. DOI: <https://doi.org/10.22032/dbt.49176>
- Neumann, A. (2019): Interdisziplinäre Brücken – disziplinäre Blockade? Potentiale der WDA in der historischen Forschung am Beispiel der Frauenbildungsfrage. In: S. Bosančić & R. Keller (Hrsg.): Diskursive Konstruktionen. Kritik, Materialität und Subjektivierung in der wissenssoziologischen Diskursforschung. Wiesbaden: Springer VS, 227–243.
- Pierstorff, J. (1892): Frauenarbeit und Frauenfrage. In: Handwörterbuch der Staatswissenschaften, Bd. 3, hrsg. v. J. Conrad, L. Elster, W. Lexis & E. Loening. Jena: Fischer, 641–662.
- Schwandt, S. (2020): Digital Methods in the Humanities. Bielefeld: Transcript.
- Siegrist, H. (1988): Bürgerliche Berufe. Professionen und das Bürgertum. In: Ders. (Hrsg.): Bürgerliche Berufe: Zur Sozialgeschichte der freien und akademischen Berufe im internationalen Vergleich. Göttingen: V&R, 11–48.
- Weber, M. (1985): Wirtschaft und Gesellschaft: Grundriß der verstehenden Soziologie, 5. Aufl. Tübingen: Mohr.
- Wedl, J., Herschinger, E. & Gasteiger, L. (2014): Diskursforschung oder Inhaltsanalyse. Ähnlichkeiten, Differenzen und In-/Kompatibilitäten. In: J. Angermüller & M. Nonhoff (Hrsg.): Diskursforschung: ein interdisziplinäres Handbuch, Bd. 1: Theorien, Methodologien und Kontroversen. Bielefeld: Transcript, 537–563.
- Wrana, D. (2014): Diskursanalyse jenseits von Hermeneutik und Strukturalismus. In: J. Angermüller & M. Nonhoff (Hrsg.): Diskursforschung: ein interdisziplinäres Handbuch, Bd. 1: Theorien, Methodologien und Kontroversen. Bielefeld: Transcript, 511–536.